

Klaus-Jürgen Liedtke

Epitaph*

Zwei Pole hat das Erzählen: Verlust – Erinnerung.

»...und ich fühle mich dieser besonderen Welt zugehörig.«

Orhan Pamuk

1

Der rote Vorhang bei der Großmutter teilte Vergangenheit und Gegenwart. Dahinter lag geheimnisvoll die Kochnische mit der Wärme des Herds. Dort war noch Ostpreußen, ihre Heimat. Zimmer und Schlafzimmer hingegen beherrschte die Wohnzimmeruhr, ein tristes Objekt, das die Gegenwart ausmaß. Ärmlich die Zimmer, die Kochnische aber, so schmal sie auch war, hatte allen Reichtum, und in der Backröhre des Ofens konnte das Kind die Füße wärmen, wenn es aus dem Wald aus tiefem Schnee kam. Und die Wärme war milchwarm wie vom riesigen Busen der Emma. Gegen den sie immer den Laib Brot schnitt.

Die Gewissheit einer Heimat ging mir stets ab. Vielleicht war es am ehesten der säuerliche Geruch in Großmutter's Bett.

Deutschland gab es damals nicht. Es gab den Hinterhof, die Gerhart-Hauptmann-Straße und allenfalls die umliegenden neuerrichteten Häuserblöcke der Gustav-Freytag-, Klopstock- und Kopernikusstraße. Alles in allem ein Getto der Geflohenen, der hierher Verschlagenen. Einheimische lebten hier so gut wie nicht,

nur Pommern, Schlesier, Ost- und Westpreußen. Voller Namen war Vaters Kasensbuch, wenn es darum ging, in dieser Gegend sammeln zu gehen: für die Landsmannschaften Ost- und Westpreußen.

All diese Flüchtlinge waren nicht wenig kinderreich, und so war es auch eine Halbstarkenwelt, in der es sich zu behaupten galt. Diese Behauptungen spielten sich bis in die Abende hinein auf dem Hinterhof ab, zwischen den beiden langgestreckten Häuserblöcken. Für gewöhnlich nannte man das Spiel, aber nicht selten wurde daraus blutiger Ernst, der ausgefochten wurde, bis aus einer oder mehrere Nasen Blut floss.

Ich habe das Dorf nie zu sehen bekommen«, schoss mir plötzlich in den Sinn, als wir am Esstisch über mein Leben sprachen, über den Schlagschatten des Schicksals der Großeltern, die an diesem ihrem Dorf hingen. Was aber hieß Vertreibung für sie? Man ließ sie nicht zurück auf ihr Land, in ihr Haus. Die waren erobert, was die Feinde wohl damit anstellen mochten?

Höchstens einige Grundmauern sind davon geblieben, tragendes Gestein, Scherben. Brocken einer Landschaft, von menschlichem Leben. Lässt sich daraus die untergegangene Welt rekonstruieren, zumindest eine Ruine errichten? Und wenn, zu welchem Zweck? Mit welchem Sinn und Verstand?

Und was heißt das schon: das kollektive Gedächtnis eines Dorfes einfangen?

* Reflexionen anlässlich des Erscheinens von Klaus-Jürgen Liedtkes *Die versunkene Welt. Ein ostpreußisches Dorf in Erzählungen der Leute*. Eichborn Verlag / Die Andere Bibliothek. Frankfurt am Main 2008.

Eines mittlerweile ausgelöschten Dorfes. Zunächst nur den Großvater zu erzählen war die Vorstellung, aber ohne ein einziges eigenes Wort zu gebrauchen. Eine Welt nachzustellen, ein Stück früheres Ostpreußen, aber mit dem Erzählgestus der einstigen Bewohner. Ohne dass die Interviews durchscheinen würden, lediglich ihr Tonfall in den Sätzen eingedampft erhalten bliebe. Aber so, dass nicht ich, sondern durch mich die Leute sich selbst die Geschichten erzählen.

Die »Geschichte eines Ortes, von der die Zeit nichts übriglässt, lebt weiter in der Fabel, der Geste, in der Klangfarbe der Sprache«, schrieb Lawrence Durrell in »Leuchtende Orangen«.

All diese Erzählungen wurden mir anvertraut von den früheren Bewohnern von Kermuschienen und seiner Umgebung. »Jeder weiß etwas, und niemand weiß alles«, hatte die Cousine der Mutter, Resi Ohm, gesagt. Genauso gut ließe sich sagen: Ein jeder trägt seine Wahrheit mit sich. Wo die Wahrheiten sich kreuzen, entsteht eine neue, »höhere« Wahrheit. In der Rekonstruktion vergangenen Lebens wird das Subjektive objektiv, Geschichte wird zum Erinnerungsraum. Viele dieser Episoden mögen sich auch anders zugetragen haben – aber ein bisschen Lüge zielt die Rede, sagte schon der Großvater Franz.

Es sind Motivfetzen, die eine Perlenkette bilden, Splitter, als wären es Kondensate, so trocken wie möglich erzählt. Registratur eines Verlusts. Dialekteinschübe zum Ausdruck stärkerer Emotion, mit paradoxer Wirkung, da sie für des Plattdeutschen nicht mächtige Leser auch leicht ins Lächerliche abgleiten können.

Typisch für die Mundart etwa ist die Bildung des Passivs: Da wird gegangen und gelegen, gefahren und geritten. »Früher wurd mit der Kutsch gefahren!«, wobei, man beachte: das ‚e‘ der Endsilbe wegfällt. »Es musst ja hingegangen werden!« heißt es ärgerlich, wenn man feststellt, dass es sich nicht gelohnt hat. »Denn wird wieder so lang im Bett gelegen!«, kann man sich über Langschläfer empören.

Oder wie jemand aus Kermuschienen erzählte: »Zur Nachbarschaft gehörte

auch, wenn jemand gestorben war, dann wurd hingegangen. Die Emma ist dann gleich gegangen, die hatte ihr Maß mit, damit hat sie gebacken, Kuchen gebacken für die ganze Gesellschaft. Dann wurden immer Eier und Butter hingebraht, dann war sie im Gange, das war so ihr Tun.«

Ebenso schillernd wie der Dialekt wirkt die Perspektive des All-Erzählers, die bestimmte Ereignisse mehrfach aus jeweils leicht verschobener Perspektive darstellen kann. Eine multiperspektivisch gebrochene erzählte Erfahrung aus einer fremden Zeit. Und ein Blick wie von einem fernen Mond auf ein schrecklich kleines Fleckchen Erde.

Der Erzähler macht sich so zum Sprachrohr der vielen; die Sicht ist bewusst intimistisch, bleibt hängen im Abseits, in der ganz eigenen Welt. Kaum einmal, dass der Blick bis ins Reich reichte!

Wichtig war vor allem das genaue Zuhören: Was für eine Kultur ist da eigentlich verloren gegangen? Wie lebten sie damals, vor Zeiten? Ein Soziogramm der Beziehungen untereinander, aber im vertrauten Tonfall der Leute, galt es zu zeichnen, mit archäologischem Spaten sprachliche Reste mündlicher Rede zu wenden und zu bewahren in ihrem Kontext, in der Gestik ihres Erzählens.

In diesem unablässigen Zuhören bin ich der Vergangenheit verhaftet. Jedoch auch sonst. Zwischen den Rubriken »Abstammungstest« und »Weine« stoße ich immer auf dieses kleine Wort »Genealogie«. Nun gut, es ist immerhin ein Anfang: Vermutlich aus Hessen-Nassau stammten die Steinkes, um 1740 tauchten sie im nordöstlichen Ostpreußen auf. Nur was besagt das schon heute?

Dabei muss ich immer an den jungen, halbwegs befreundeten Professor denken, der mich entgeistert fragte, wie ich hier, mitten im Geschehen sitzen könne, in der Mitte Berlins und *dem* nachhängen. Er sagte es so, als hätte ich die Gegenwart völlig verloren, säße da mit nichts in Händen, wie diese ewig Gestrigen. (Im Dritten Reich des Befehlens und Gehorchens aber waren die »Ewiggestrigen« die demokratischen Parteien der



Die Geschwister Steinke vor Otto Steinkes Mühle am Drosselberg in Kermuschienen, 1938. Foto: Waltraud Steinke.

Systemzeit, die Kaiserstreuen, die Bürgerlichen, die Humanen und Liebenswürdigen. So können die Konnotationen wechseln.) Diese Frage aber, die mich dann nicht mehr losließ: Warum hier im Heute sitzen und sich mit dieser Vergangenheit beschäftigen? Doch gab es ein Bindeglied: den ausgestorbenen Tasmanischen Hund.

Ich denke an dies letzte Exemplar einer ausgestorbenen Gattung, ich denke daran, wie ich ihn in jener langen Nacht im Naturkundemuseum auf einem Bildschirm hin und her laufen sah, von einer Käfigwand zur anderen, ein wahrhaftig verlorenes Wesen, das nicht mehr lange zu leben hätte, im Jahr 1935 war das aufgenommen, in einem australischen Zoo, dieser Film vom wilden Hund von der Insel Tasmanien, dem letzten Vertreter einer Rasse, welche die Siedler dezimiert und schließlich ganz ausgerottet hatten, bis auf diesen einen übriggebliebenen, gefangenen, den letzten, mit seinem flackernden Blick. – Ein Inbild des Verlorenen.

Trauer, auch bei Freud schon, Inbegriff einer Fixierung an eine bestimmte Phase der Vergangenheit, die in ihrer Mitte etwas wie eine eingekapselte Krypta festhält. Ein Stillstand.

Diesen Film vom Tasmanischen Hund, dem Beutelwolf, ich könnte ihn wieder und wieder sehen, in der Beschäftigung mit dieser Ausrottung verharrend.

Geschmeidig bewegt er sich zwischen den hölzernen Käfigwänden, kluge Augen über der Hundeschnauze und den im Verhältnis zum gedrungenen Körper riesigen Lefzen, mit denen er sich in das hingeworfene Fleisch verbeißt, daran zerrt. Wie er zum bedrohlichen Wutgähnen das Maul aufreißt. Wie er immer wieder hochspringt an den Käfigwänden, dabei peitscht der Schwanz der sonst starr bleibt hinter den seltsamen Tigerstreifen. »Das letzte Tier starb 1936 in einem Zoo.« Hier, in der Invalidenstraße, läuft er noch in dem Film aus einer fernen Zeit. Ein Forscher über seine Art schrieb von der merkwürdigen Faszination des Verlorenen, des für immer Verlorenen, bei vollster Abwendung von Gegenwart und Zukunft.

Was aber ist eine Art? Was ein Menschenschlag?

Letzte Töne, ein letzter, schwebender Atemzug.

Ich erinnere mich an die Beerdigung Otto Krügers, der plötzlich schwach geworden war, als trügen ihn die Knochen nicht mehr auf seinen langen Spaziergängen, der siech wurde und vor dem 94. Geburtstag starb: Wie wir zeitgleich mit dem Auto des Sohnes, der aus der anderen Richtung kam, am Friedhof in Parchim anlangten. Mitten im dichten Schneefall an einem 12. Dezember der lange Gang hinter dem Sarg zum Grab mit seinen Verwandten aus Hamburg, und wir sind gleich wie eine Familie. Dabei waren sie Großbauern, feinere Leute, Steinkes hingegen kleine Krauter. Aber: Muss man sich nicht halten aneinander?

Fünf Generationen Steinkes vor mir lebten an diesem Ort. Der erste, man weiß es aufs Jahr genau, aus den amtlich-preußischen Akten, heiratete 1820 ein. Auf den Martin folgte ein Gottlieb, ein Otto, ein Franz und dessen Kinder Alfred, Elfriede, Helmut und Waltraud. Und ich bin mit meiner Schwester der letzte, 130 Jahre danach geboren.

Und einen hohen Blutzoll – und ich denke es häufig, dies Wort: Blutzoll – haben sie zahlen müssen, die Steinkes, zwei Söhne vom Franz, einer vom Albert blieben im letzten Krieg. Beim Alfred ging es von der Blutprobe bis zum Blutzoll, obwohl er nicht verblutet ist, sondern verhungert und im Lager an der Krankheit gestorben.

Der Helmut gilt auch jetzt noch als vermisst, obwohl ihn doch sein Kamerad, der Pipereit, als tot gemeldet hat, damals 1945. Er wird es nicht selber gesehen haben: Beim Kabelziehen in seinem Nachrichtenkommando sei er das Opfer eines Fliegerangriffs geworden.

Der Blick schaut auf mich, unverwandt. Auf der Kuhweide steht er, der Großvater, um sich vier Kühe kunstreich verteilt im Weidegarten, der sich hügelab zieht zwischen Birkengruppen. Er steht, die Pfeife gerade im Mund, steht und stützt sich auf seinen Krückstock, auf dem Kopf den Hut mit dem Gamsbart.

Dieser hagere, einsame Mann mit seinem scheuen Blick, unverwandt, ernst, vielleicht ein wenig verschmitzt. Aber das ist nicht deutlich genug auf dem Bild. Durch die Zeiten hindurch, aus dieser fernen Landschaft kommt sein Blick, und er schaut auf mich, seinen Nachfahren. Buschig die Birkengruppen, fett die Hintern der Kühe, ein älterer Mann schon der Großvater, in gerader Haltung, in Weste und grauem Flanellanzug, dabei jünger als ich jetzt, ein Mann mit festen Gewohnheiten, ein Bauer auf seiner Weide, seiner Erde – Ländereien hätte man damals gesagt, obwohl er kein Gut besaß, doch Besitzer war er –, in gerader Haltung und stolz und ein wenig verschmitzt. Dabei schaut er nicht mich an, sondern die Tochter, die das Bild macht mit ihrer Kamera.

Ich aber betrachte das Bild, ich fühle und weiß, ich bin von seinem Schlag, einer der letzten Ostpreußen.

Als ich das erste Mal, zusammen mit Ader Mutter, das Gelände des früheren Dorfes betrat, auf der gepflasterten Straße, die Pflastersteine waren alle vorhanden, kamen wir bis zur Mitte und sahen – die halb ausgewaschenen Lehmwände. Und wir wußten, in einem Jahr, beim nächsten Besuch ist auch das fort, werden höchstens noch die Feldsteine der Fundamente geblieben sein.

Eine einzige Deutsche war in der Nachbarschaft, in Medunischken, geblieben: Erika Jablonski. Es stand nur noch eine der beiden Hühnerhallen des Guts, in der hatte ein deutschstämmiger Pole, Klaus Szepluch, seine Bienenzucht untergebracht. Das von den Polen gut restaurierte Herrenhaus oder Schloss, lange Zeit Sitz eines Staatsguts, ist inzwischen vom Dachstuhl her teilweise ausgebrannt, Brandstiftung vermutlich.

Das gescheiterte Filmprojekt: »Die letzte Ostpreußin« hätte es heißen sollen. Die Szenerie war eindrucksvoll:

Ein Hofplatz mit Scheune und Wohnhaus. Davor ein Gärtchen. Die rechte Hälfte des Hauses wirkt bewohnt, die linke völlig zerfallen. Dachpfannen sind her-

abgestürzt, Ziegel und ein Fenster aus der Außenwand herausgefallen, ein zweites Fenster hängt halb im Leeren.

Aus der Tür des Hauses tritt eine Frau von etwa 75 Jahren. Die Kamera beobachtet sie auf ihren Gängen, in den Garten, in die Scheune, durch das Dorf. Während der Gespräche mit Nachbarn.

Die Frau am Küchentisch. Hier beginnt die Erzählung. Gesicht in Nahaufnahme. »Ich bin in diesem Dorf, Jakunowken, in Masuren geboren«, erzählt sie in einem allertümlich breiten Ostpreußisch.

Wie es kommt, dass sie als einzige der früheren Bewohner übrig ist, nach dem Krieg und der Aussiedlung all der anderen? Ihr Name Szyborska deutet darauf hin, dass sie mit einem Polen oder Polenstämmigen verheiratet war und deshalb bleiben durfte. Was für Leute waren das, die in den ersten Jahren nach dem Krieg hierher kamen, Ukrainer vor allem, von den Polen »Banditen« genannt, und weshalb? Wie gestaltete sich das Zusammenleben? Und wie lebt sie heute, unter diesen ärmlichen Verhältnissen? – Die Erzählung wird nur durch wenige Fragen unterbrochen, die Kamera bleibt starr.

Nach Abschluß der Verträge mit Polen im Jahr 1976 durften über 150 000 Deutschstämmige aus Polen in die Bundesrepublik Deutschland umsiedeln. Im Gegenzug gewährte die Bundesregierung die Zahlung von Rentengeldern an polnische Zwangsarbeiter. Der damalige Bundespräsident Karl Carstens verstieg sich zu der Behauptung, eine Darstellung, wonach das »tragische Leid, das das polnische Volk erlitten habe, ausschließlich auf deutsche Schuld« zurückgehe, sei »eine verfälschende Darstellung der deutschen Geschichte«.

Zorn, ein Meilenstein jeder Trauerarbeit, bei jedem Verlust, jedem Wandel, jeder Veränderung. Um das Unausweichliche schließlich zu akzeptieren. Wenn mein Zorn aber kein heiliger Zorn wäre, sondern ein blinder Jähzorn wie der des Großvaters? Der vernunftblind die größte Schuld ausblendet, die eigentlichen Ursachen des Krieges?

»Die neue Freiheit der Deutschen besteht offenbar darin, sich ausgiebig ins eigene historische Leid zu versenken und das Gedenken an Auschwitz gegebenenfalls, auf Anfrage, nachzuschieben«, hieß es im November 2003 in der »ZEIT«. Sich zu versenken? Eher ist es so, dass ich mich hinein verbissen habe: mein Erbe ist die Wut darauf, keinen Ort mehr zu haben, dass diese Kollektivstrafe uns im Osten aufgebürdet wurde, nicht den Brüdern und Schwestern von Rhein und Mosel, nur denen von Memel bis Oder. Das eigene Trauma beginnt nicht mit Auschwitz, sondern mit dem Körper und den Gerüchen der Großmutter, den Erzählungen des Großvaters, ihrer Trauer und Gebrochenheit. Und der eigenen Wut über den rätselhaften Verlust oder besser: Mangel. Die Benachteiligung. Und dem unterdrückten Schrei nach Gerechtigkeit.

Aus den Wäldern kommt ein endloser Singsang, von Holzfällern, Förstern und Pilzsammlern, von Harz- und Birkenwasserzapfern, die sangen, aber auch die Wälder selbst hallten wider von dem Gesang, wie aus einem Gulag, von Wachen umstellt und umzingelt, zum Appell mussten sie singen, nur Silben formen aus Vokalen, die ein Echo ergäben und hallten von fernher. Deportiert waren die Wälder, darin noch die Pferde standen und warteten, die Pferde von Partisanen, zu denen sie geworden waren, dann aber doch fliehen mussten.

Das hatte ihnen der Kurt Pauluhn noch eingeschärft, sie sollten die Pferde wieder in den Schluchten, den tiefen Wäldern verstecken, wie im ersten großen Krieg, die Pferde würden schon auf sie warten. Wer aber würde sie füttern?

Warum gibt es eine ungarische, aber keine ostpreußische Rhapsodie? Mit solch einem frisch-fröhlichen, fast noch unschuldigen Nationalgefühl, der unbedarften Feier der Wiesen und Fluren und der breiten Flüsse, der mäandernden Angerapp mit der Osznagorrer Schweiz, der lieblichen Pissa, des mächtigen Pregels.

Ein ewiges Gestern aber gibt es nur, wenn das Gestern vergegenwärtigt, vollkommen vergegenwärtigt, wieder lebendig wird. Was bleiben soll, sind die Namen der Dörfer des ganzen Kirchspiels von damals und darüber hinaus: Bud-

dern, Wittgirren und Jaggeln. Und den Schulweg entlang von Neu-Kermuschienen über die Spitz nach Eszerienen hinab und weiter bis Stobrigkehlen, wo die Schule stand am von Griesgirren einmündenden Weg. Und die Flurnamen: Kossenberg, Schapow und Kleiner Schupowo, Parow, Rode Brook, Schwingnuck, Klewienen und Drosselberg, Kossenberg und Spangolinus. Jetzt und immerdar. Und über den Fluren lass die Winde los!

2

Welch einen Unterschied macht es, zu denken, der Wald der Steinkes sei deutsch, wie einst, oder polnisch, wie jetzt? Am deutschen Wald hängen in dicken Trauben die romantischen Anklänge, ein ganzer Klumpen von Eichendorff-Verzauberung, er ist »umrankt von stillen Klüften«. Der polnische Wald aber steckt voller polnischer Holzfäller, die um polnische Feuer hocken. Selbst die Mücken, die sie von sich fortwedeln, sind polnisch – und weit aus größer als einst. »Damals waren die Mücken doch nicht solche Biester«, sagen die Älteren, als wir oben lagern auf dem Gebiet des Dorfes, auf Steinkes Grundstück, und uns gegenseitig anpaffen, um die Mücken auszuräuchern. Die Nachbarn sind gleich mit langschäftigen Stiefeln ins Unterholz ihrer Fundamente geklettert, um noch irgend etwas von früher zu finden. Aber alles, was neu dort gewachsen ist, ist polnisch und überwuchert das Alte. Immerhin, auf dem ehemaligen Dorffriedhof, oberhalb, liegen die Gräber, und die Stellen von ihnen als Kinder verstorbenen Geschwistern sind noch auszumachen. Es ist, als hätten die Gräber zumindest Wurzel geschlagen, während wir, verstreut in allerlei wildfremde Gegenden, keine solchen Wurzeln mehr hätten, außer hier, in diesen Gräbern.

Ein Anruf der Mutter: »Heute ist doch Gedenktag.« Ob ich wisse, weshalb? »Nein.« Ob sie etwa den Hochzeitstag meine? »Nein, der war am 10. Oktober. Es ist doch der 22. Oktober, da gingen wir auf die Flucht.« – Wenn das kein Trauma ist, keine Obsession!



Aufmarsch des Kriegervereins auf dem Marktplatz in der Kreisstadt Darkehmen (oben). – Ausflug mit dem Leiterwagen mit Halt vorm Ausspann der Gebrüder Dobrat in Darkehmen.

Und als sie im Westen anlangten, stießen sie auf die Einstellung der Einheimischen, der »Hiesigen«: »Kommen aus Polen, aber tun wer weiß wie, wie schön ihr Ostpreußen gewesen sei!«

Im Oktober 2007 habe ich endlich auch die letzten drei Interviews abgetippt, mehr der Vollständigkeit halber. Den Text des einen sende ich der Schwester von Martin Sperlich zu, der Tochter der Besitzerin vom Hotel »Reimers Hof« in Darkehmen. Sie findet, es sei sehr durcheinander, so war allerdings auch das Gespräch – und ich hätte die Fragen nicht mitgetippt, so wirke es wie eine Erzählung. Immerhin stimmten die Tatsachen. Schließlich frage ich noch nach ihren wunderbaren Photoalben – die hat sie alle weggeworfen, bis auf einige der ältesten Familienphotos, nun sei sie auch schon über neunzig: »Es interessiert sich ja niemand dafür.« Ich komme zu spät mit meinem Interesse.

Wird nicht all das allmählich mehr und mehr zu etwas Fiktivem, je mehr man davon erzählt? »Ist nicht ohnehin jedes Formulieren, auch von etwas tatsächlich Passiertem, mehr oder weniger fiktiv?« schreibt Peter Handke in seinem »Wunschlosen Unglück« über die Mutter. Aber das Fingierte liegt in den Formulierungen! Es ist, als hätte es genauso gut erfunden sein können.

Kermuschienen – zumindest den Namen darfst du gebrauchen, von einem Dorf, das nicht länger ist, auf das niemand mehr einen Anspruch erhebt. Die Spannung der Erzählung liegt in diesem: Es ist nichts passiert – und es ist alles passiert. Bis hin zur Auslöschung. Bei den Überlebenden sind hilflose Bilder geblieben: vom Sturmwind, der sie hinwegfegte, der Sturmflut, die sie mit sich nach Westen riss. Aber die Auslöschung begann schon mit der Verfälschung, Ersetzung der ursprünglichen Ortsnamen, im Jahr '38. Ihrer Verdeutschung. Mit der Geschichtsklitterung der völkischen Einheitlichkeit. Nur warum war das Fremde so bedrohlich, wenn es doch vorher schon assimiliert und ausgelöscht war?

Sie begann noch viel früher, mit der Ausgrenzung der jüdischen Mitbürger. Für die Exilanten, die Juden begann die

Heimatvertreibung bereits im Jahr '33, als Auftakt für ihre spätere Vernichtung.

Das Erzählen selbst ist eine Form des Erinnerns, wie von Krockow schreibt. »Heimat als eine Gestalt des Lebens erschließt sich nur, wo die Teile zum Ganzen gefügt werden wie die Steine zum Mosaik.« Fraglich aber bleibt, hat der italienische Philosoph Daniele Dell' Agli geschrieben, was »das Erfahrungssubstrat einer Erinnerung über die Generationen hinweg sein, was überhaupt Erinnerung eines selbst nicht Erinnerungten heißen soll«.

3

»Das Gewesene weilt in einem Bereich der Welt, der entrückt ist, aber dennoch zu ihrem Ganzen gehört.«

Romano Guardini

»Das Entrückte hat sonach seine eigene Wirklichkeit.«

Gerhart Hauptmann, Mignon, 1947

Ich erinnere mich an nichts. – Dennoch habe ich etwas zu erzählen. Etwas immer noch ganz und gar Diffuses, das sich nur fragmentarisch wiedergeben lässt. Das Gewesene ist wie eine Leerstelle, die ich mit Geschichten fülle, mit denen ich es überhaupt erst wieder herauferrinnere, die Erinnerung daran bei anderen heraufbeschwöre. So wie beim Epos ein Bild einer fernen Welt entworfen wird, hinter dem der Dichter zurücktritt, verschwindet. Es ist die Erinnerung an eine Zeit, als alles da war, alles an seinem Platz, halbwegs heil und noch nicht verrückt worden war: die Milchbank, die Weidegärten, die Autarkie, an der der Großvater so hing.

Nicht das dynamische Prinzip der Psychoanalyse herrscht in diesem Erzählen, sondern das statische Prinzip der Ikonografie: Stationen einer Legende gleichsam, wie die Mosaiken einer Kathedrale, durch die der Erzähler die Touristen wie ein Kunsthistoriker führt. Nicht erzählte Geschichte, sondern gezeigte Bilder, ein groteskes Tableau aus zusammengestückten Einzelszenen, eine imaginäre Welt erinnerten Bilder. Und

der Erzähler als Führer ist gleichzeitig jemand, der die Versatzstücke sampelt, wie ein Discjockey seine Platten verhackstückt, und das disparate Material einschmilzt zu einem Ganzen, zuweilen mit biblischer Hilfe, etwa dem Zitat aus Jesaja 35 über das wüste Land.

Die Grenzen zwischen historischem Dokument und poetischem Text werden dabei fließend. Je nach Duktus vermitteln Dokumente, direkt zitiert und einmontiert, in ihrem zeitlichen Abstand sowohl den Charakter des Authentischen als auch des Kuriosen. Ich denke etwa an den Nachruf auf den Landesgeologen für Ostpreußen, Professor Dr. Heß von Wichdorff, aus dem Jahr 1932. Mit einer Nachfahrin von ihm führe ich noch ein Telefongespräch, 72 Jahre danach.

Oder ich denke an ein Material, das keine Verwendung fand, aber ebenso treffsicher das Kauzige beschreibt, in folgendem Zitat aus Adolf Rogges »Geschichte des Kreises und der Diözese Darkehen«, erschienen in Darkehmen im Jahr 1873: »Die, beim Mangel bequemer Verkehrsmittel für Viele wie mit Brettern verschlagene Welt war ein köstlicher Heckplatz für Originale aller Art, welche ohne es zu wissen und zu wollen, unwillkürlich die Lachmuskeln des Fremdlings anspannten, dem es vergönnt war, ihr ausdrucksvolles Mienenspiel zu beobachten und ihre, aus den treuesten, aber wunderlichsten Überzeugungen hervorsprudelnden Worte zu vernehmen.«

Wenn ich inzwischen auch mehr über den Großvater zu erzählen weiß – das, was mir zugetragen wurde –, so bleibt die Erzählung stets brüchig, es bleiben Lücken: Wie kam er über die Ostsee? Die Antwort bleibt die Erzählung notwendigerweise schuldig. Niemand war dabei, nur erzählt wurde, dass er auf dem Haff die Hufeisen abwarf, um auf dem Eis nicht einzubrechen. Und er hatte die beiden Pferde von Albert noch in Enge, in Schleswig-Holstein dabei.

So ist das Buch nicht geschrieben, sondern aus einem Wust von wirren Erzählungen ausgewaschen, herausdestilliert, aus einem Erinnerungsberg erst ausgehauen, schließlich herausgemeißelt

aus den Schlacken. Alle Stimmen sind miteinander verschmolzen zu einem Chor – so sehr, dass am Ende von den Erzählenden sich niemand mehr recht wiedererkennen kann. Es beginnt schon damit, dass ich in allen Interviews »ich« durch »er« ersetzt habe. Was ändert sich damit nicht alles? Auch beziehen sich die Erzählungen zumeist auf die Generation zuvor, der zwischen 1890 und 1900 Geborenen, die kurz vor oder nach dem ersten großen Krieg ihre Familien gründeten und nach Flucht und Rückkehr, um 1920, neu begannen.

Es ist somit auch eine Erzählung von den ländlichen Patriarchen, die die Hochzeiten ihrer Kinder arrangierten, so dass Geld zu Geld kam, wie heute noch in Anatolien, die sich ein üppiges Altenteil ausbedungen, so dass die Söhne nur schwer dagegen anwirtschaften konnten, die starsinnig an ihrem eingefleischten sozialen Kastensystem hingen. – Heute ist diese abgerissene Überlieferung künstlich erst wiederherzustellen, mit dem Mittel der Erzählung.

Dann war etwas aus dem Ruder gelaufen, auf eine Endgültigkeit zu, in der alles anders war, unverrückbar anders, in dieser Folge der Vertreibungen, war geendet in der Fremde, im Elend. Manche können dies ja: einen Schlußstrich ziehen und weiter gehen, so wie der Vater, der nie zurückdenken wollte, an seine Schmiede, sein Westpreußen, die Gefangenschaft, den Todesmarsch in Jugoslawien, Mutter hingegen gab sich dem hin, bei aller Scham, die auch Wollust ist, ließ sich gehen, treiben und aalte sich in den Erinnerungen, so wie wir molchen durften des Sonntags früh, noch in den Betten bleiben, ohne irgendwelchen Anforderungen genügen zu müssen.

Nostalgie ist Wollust – ein solcher Satz klingt zunächst absurd, hat aber viel für sich, das regressive Sich-Aalen im Rückwärtsgewandten, in einer Vergegenwärtigung der erinnerten Vergangenheit und ihrer spielerischen Projektion in die Zukunft. Wie ein Mädchen, das mit ihrer Puppenstube spielt, erging sich Mutter in Träumen, wie sie die Oberstube ihres Hauses in Kermuschien für Touristen

einrichten würde. Wenn sie erst zurück wäre in ihrem Dorf. Welche Schizophrenie, während sie gleichzeitig erfolgreich den Alltag zu meistern suchte. Ein »Doppelleben« führte, unter dem wirklichkeitsangepassten Leben ein zweites in Träumen vom Damals, dem so viele nachhingen, sich nie daraus befreien konnten.

Wie finden wir einen Platz in der Gesellschaft? Wir leben inmitten von ihr stets auf der Grenze, zwischen allem.

4

Vier Tage sind wir noch einmal unterwegs nach Ostpreußen, nach Filipów bei Suwalki und Warschau. Es ist Anfang Oktober, und wir nehmen den Zug bis Lötzen, wo wir uns von dem ukrainischen Taxifahrer abholen und in sein Hotel bringen lassen. Immer noch in Unklarheit und Sorge wegen eines Dolmetschers für das Interview mit dem alten Franciszek, der sich über das Internationale Rote Kreuz wegen einer Rente für seine Zeit als Zwangsarbeiter auf dem Hof des Großvaters bei meiner Mutter gemeldet hat und den wir nun besuchen wollen.

Mit dem Taxi fahren wir weiter bis Wittgirren, bis kurz vor die russische Grenze. Mit leichtem Gepäck laufen wir auf den Waldwegen bis zu den Resten der Einödhöfe von Sibirien, am Waldrand, und zurück den Weg an der Daubas vorbei zu den Fundamenten von Kodlins Hof. Alle Unsicherheit bei den verwirrenden Wegen fällt ab, als sich vor uns die Bäume von Kermuschien zeigen, rostrot und goldgelb in der Herbstsonne. Verträumt liegt es, wie in tiefem Schlaf. Eine heftige Rührung überkommt mich bei diesem Anblick. Wilde Äpfel finden wir keine im Obstgarten, nur Tellercherben. Nach dem Aufenthalt nehmen wir über die Schanze den Abstieg zu Rabsilbers Gut: Frau Faltny ist altersschwach, aber wir sind immer willkommen bei diesen lieben Menschen. Stanislaw Faltny kommt später aus dem Garten hinzu, zeigt meiner Frau das Haus, fährt uns schließlich zum Bus nach Goldap. Bin ich der Sohn, den er sich gewünscht hätte?

In Goldap schrecken wir die hübsche Enkelin des Franciszek auf, ihr Mann ist noch zur Arbeit auf einem Bauernhof bei Hannover. Glücklicherweise spricht der Schwager Deutsch. Wir verabreden uns für den folgenden Tag zur Reise nach Filipów, und es ist, als würden wir schon erwartet in dem kleinen rosa Häuschen, von den beiden alten Leuten, die, obwohl klein von Wuchs, aus einer vergangenen Epoche in unsere hineinragen. Auch der Sohn, der dabeisitzt, hat noch lebhaftere Kriegserinnerungen. Eine intensive, gebannte Stimmung greift Raum, als Franciszek erzählt, was genau, wird uns erst die Übersetzung der Aufnahme enthüllen.

Wir machen noch einen Abstecher mit Halina und Josef zu ihrer Mutter, Franciszeks ältester Tochter, die völlig abgelegen in einem Acht-Seelen-Dorf, in Dubeningken, in einem der drei Holzbohlenhäuser an einem wunderschön gelegenen See lebt. Wir werden gleich eingeladen, dort unsere Ferien zu verbringen – überhaupt ist allen sehr daran gelegen, die Fäden zwischen unseren Familien neu zu knüpfen.

In Goldap nehmen wir Abschied, verbringen eine letzte Nacht in der wüsten, aus den Fugen geratenen Stadt. Auf Hannas Wunsch hin fahren wir statt nach Suwalki und Bialystok auf direktem Wege nach Warschau. Auf einer endlosen, ermüdenden Wanderung durch die graue Stadt finden wir endlich das Monument für das jüdische Getto, ein alter Mann entzündet gerade Kerzen. Die Gegend um den Hauptbahnhof und den Kulturpalast aber wirkt wie eine moderne Ödnis. Die Müdigkeit konnte die Euphorie nicht auslöschen, wenn auch das Erlebnis Ostpreußens und das Warschau für mich nicht leicht zusammengehen. Der eine Schrecken wird durch den andern nicht aufgehoben, wenn ich auch dunkel spüre, wie beide zusammenhängen.

Auf einer anderen Reise zurück erhebt sich ein Chor von Stimmen, als wir uns dem untergegangenen Dorf nähern:

– Wir hatten zwei *so* große Kastaniebäume vorm Haus.

– Hier ist die Dorfstraße. Dann hat unser Hof so gestanden. Hier war unser Hof, Gerhard. Ach Gottchen!

– Im Keller, da waren Rüben.

– Ich hab ja mein Haus auch bloß an dem Kellergewölbe wiedergefunden.

– Da stand eine Rieseneiche. Und das Wohnhaus stand nicht quer, sondern so.

– Das sind die Grundmauern vom Haus.

– Hier unter den Bäumen. Da ist noch der Erdkeller. Das Haus stand hier, und da war ein Stall und hier war die Scheune, gleich am Eingang, längs zur Straße.

– Dann stand da oben, da war ja alles frei; die beiden Brüder, die hatten jeder eine Windmühle. Oberhalb des Friedhofs, noch dahinter, da war die höchste Stelle.

– Da oben sind nämlich noch ein paar Grabsteine.

– Da war der Wald ja noch nicht so hoch.

– Vor 18 Jahren standen noch die Häuser. Das war hier so'n ganz romantischer Ort. Die Koppeln da runter, vorbei an den Teichen. Hier sind ja noch die Pflastersteine zum Teil. War alles gepflastert, und dann standen zu beiden Seiten die Häuser dicht zusammen.

– Hier war noch Wiese vor. Das war das letzte Grundstück. Und dann ging die Straße so 'rum.

Was schließlich, und diese Frage hat mich seit je umgetrieben, mag wohl von ihrem »Kuffer« geliebt sein? »Am Ende hatten sie eine große Kiste genommen, hatten die Bücher hineingelegt und aufgeschichtet. Sie hüllten sie in eine ungegerbte Pferdehaut. Unterm Holunder hoben sie ein Viereck aus, gruben wohl einen Meter tief, dort hinein legten sie den Kuffer. Nun könnten sie fahren.«

»Ich geh im großen Gedächtnis ... Überall die leuchtenden Wunden.« G. Sonnevi / Der Ozean □



Die Familien Steinke, Kapteinat und Pilzuhn vor Steinkes Waldhaus, 1922.

Die durchs Erzählen wieder aufgestandene Welt

Dies ist ein wunderbarer, ein märchenhafter und doch sehr wirklichkeitsnaher Einstieg: »Kam man den Weg von Eszerien herauf, ging in nordöstlicher Richtung und zweigte ab, linker Hand vorüber am Roten Bruch, eine leichte Steigung hinan, so tat sich plötzlich der Wald auf, und hinter hügeligen Feldern lag eine Ansammlung von Höfen, ein Dorf.« Genau beschrieben ist die Lage, genau beschrieben auch die Natur, aber eben dadurch wird eine Sehnsucht genährt, weil Lage und Natur, wirklich, wie sie sind, so verlockend und geheimnisvoll sind.

Wirklich sind auch die »Erzählungen der Leute« dieses Dorfes namens Kermuschien, das sich schnell als ganze Welt zu erkennen gibt und als Welt anerkannt werden will, die Geschichte, die es erlebt hat, ist Teil der europäischen Geschichte.

Zwanzig Jahre lang hat Klaus-Jürgen Liedtke, Übersetzer und Lyriker, die ehemaligen deutschen Bewohner des Fleckens interviewt, er läßt sie reden, er ist souverän genug dazu. Er hat die Gespräche nur »aufgeschrieben« (wie es auf dem Titelblatt heißt), aber natürlich hat er selbst ausgewählt, komponiert und schließlich auch formuliert, er ist Regisseur und Ghostwriter in einem.

Wie Liedtkes Lyrik (sein Lieblingswort: »Brocken«; toll ist aber auch: »beim Quarren der Poggen im Porst«) ist seine Prosa von einer gewissen knarzigen Erlesenheit. Dazu gehört, dass die Namen hier unbedingt mit Artikel genannt werden müssen. Und dazu gehören die vielen plattdeutschen Einsprengsel: »Oster, Schmackoster, poar Eier, Steck Speck, Steck Kooke vonne Eck. Wenn ju dat nich gewe, dann goah eck nich weg«, haben die Kinder in unserer nordöstlichen Provinz gesagt, wenn sie zum Osterfest von Haus zu Haus gingen und Geschenke verlangten.

Früher hat man seine Bräuche noch selbst gemacht, die man sich heute, wie zu Halloween, aus Amerika holt.

Ein knappes Jahrhundert anhand einer Familie Steinke stellt Liedtke uns vor, Geschichte in »kollektiver Erinnerung«, »oral history«, oder wie immer man es nennen mag. Jedenfalls ist es doch mehr, als wissenschaftliche Forschung, die rein auf schriftlichen Quellen beruht, geben kann.

»Fragt uns aus«, hat der alte Hans Sahl gesagt und meinte damit: »Ehe wir tot sind!«

Liedtke hat ausgefragt. Und wir lesen und lernen viel. Nicht nur über das alltägliche Leben einer untergegangenen Gegend, die hier wiederaufersteht, sondern auch über die welthistorischen Ereignisse wie die beiden Weltkriege zum Beispiel (da sehen wir dann auch, dass die Russen nicht nur im zweiten, sondern auch schon im ersten Weltkrieg ziemlich

barbarisch sein konnten, jedenfalls in den »Erzählungen der Leute«).

Aber darüber hinaus ist Ostpreußen eben doch noch mehr als Bayern oder Thüringen. Denn es existiert ja so nicht mehr (Kermuschienen übrigens gar nicht mehr, es wurde 1977 amtlich aufgegeben), aber es übt wahrscheinlich gerade dadurch eine Faszination aus.

Eine jahrhundertlange Besiedlung und Kultivierung kann und darf eben nicht so einfach vergessen werden. □

Peter Urban-Halle

Klaus-Jürgen Liedtke: *Die versunkene Welt. Ein ostpreußisches Dorf in Erzählungen der Leute*. Eichborn Verlag (Die Andere Bibliothek), Frankfurt am Main 2008.



Die Bewohner von Kermuschienen vor dem Altenteilerhaus von Otto Pauluhn, 1927.